

Die Börse des Lebens.

Ein feuilletonistisches Beiblatt zur Berliner Börsen-Zeitung.

№ 41.

Berlin, den 11. October

1857.

Eine Künstlerin.

Wir können nicht in Abrede stellen, daß oft in uns ein Zweifel aufgestiegen, ob denn das Comödiespielen auch wirklich, wie behauptet wird, eine Kunst sei, der man sein ganzes Leben und Streben widmen könne und dürfe, wenn wir die leichten und hülfreichen Erfolge zu vergeichnen hatten, die roher Naturalismus im Bunde mit hervorragender Reichtum, geschicktem Manövriren und unterstützt von sogenannten „schönen Mitteln“, sich allzuhäufig zu erwerben wußte; wenn wir mit in Anschlag brachten, daß vortreffliche Anlagen oft selbst bei Fleiß und Eifer keine nennenswerthen Resultate zu erzielen wußten, während andererseits oft das ganz Gewöhnliche, von der Gunst unberechenbarer Verhältnisse getragen, die äußersten Stufen der Theater-Erfolge erklimmt! Einzelne glänzende Ausnahmen schienen allerdings diese Zweifel niederzuwerfen, allein es blieb doch immer der Gedanke übrig, daß die Persönlichkeiten, welche wir dabei im Auge haben konnten, mit der ihnen innewohnenden Kraft auch auf anderen Gebieten der praktischen Wirksamkeit, etwas Ausgezeichnetes geleistet haben würden, und doch das Große, in welcher Kunst es auch sei, immer nur in einer bestimmten Richtung, in einer ausschließlich dem Genies zusagenden und ihm angehörenden Sphäre erreicht werden kann. Wie viel Mißbrauch wurde zudem nicht, gerade auf dem Felde des Theaters, mit dem Künstlernamen getrieben, bei Leuten getrieben, die kaum ihrem Berufe handwerksmäßig zu genügen im Stande waren. Nur eine früheste Jugenderinnerung trat immer und immer wieder diesem bedenklichen Zweifel entgegen, die Erinnerung an eine Frau, schon damals, im Jahre 1830, nicht mehr im Reiz einer blendenden äußeren Erscheinung. Sophie Schröder war diese Frau, welche in Danzig vor einem gewählten Kreise einige Balladen sprach und zuerst vor dem jugendlichen Zuhörer eine reiche Welt voll Schönheit, Harmonie, Freuden und Schmerzen erschloß, eine Welt, wie sie uns nur die Kunst schaffen kann. Nach 27 Jahren ist es dieselbe Frau gewesen, deren Vortrag der Klopstock'schen Frühlingfeier und der Schiller'schen Glocke den durch so viele Komödie spielende „Künstler“ bis zum Widerwillen gesteigerten Zweifel an der dramatischen Kunst umstieß und uns zu dem Bekenntniß zwingt, daß es sich wohl lohnt, ihr sein ganzes Leben und Streben zu widmen, — wenn sie im Stande ist, solche Wirkungen hervorzubringen, wie Sophie Schröder sie auf das aus den feinsten und edelsten Theilen der Berliner Gesellschaft zusammengesetzte Publikum mit ihrem Vortrage am 7. September hervorgebracht hat, wenn sie so hohe und reine Genüsse bereitet, wie diese große Künstlerin sie uns dargeboten. Wenn über das gewöhnlich dem Menschen zugemessene Lebensalter hinaus hat sich diese Frau eine Fülle von Poesie, einen Geist der Auffassung, Gluth und Wechsel des Vortrages bewahrt, daß ein Theilchen davon viele unserer modernen Bühnen-Gelehrten schon zu Halbgottern machen würde. Noch klingt die Rede wohlklingend, bald kräftig, bis zur Erschütterung gesteigert, bald leicht hinhauchend und schmeichelnd an unser Ohr; da ist eine Reinheit der Accentuirung, ein Gefühl für das Erhabene, eine Herzenswärme und Frische, um die unsere gesammte nachwachsende dramatische Künstlerinnen-Generation die Greisin beneiden muß. Hier können sie Pathos und Natürlichkeit, Nuanciren und Einfachheit, Beseeligung und Tiefe finden; — hier können sie lernen, was es bedeutet, den Vortrag dem Geiste des Gedichtes anzupassen, Eins in demselben zu zeigen und für die verschiedensten Stimmungen, stets den rechten Ton, das rechte Maas zu finden und ein Ganzes hinzustellen, in dem alle Theile harmonisch verbunden sind durch die Kraft der Poesie und die Gewalt des Genies. Frau Sophie Schröder ist und bleibt das große Vorbild, dem nachzueifern schon ein Ruhm für die Schauspielerinnen der Gegenwart sein würde, denn erreichen wird er keine derselben. Aber welche von ihnen wird mit 76 Jahren noch ein Publikum finden, das sie auch nur noch anhören mag, während diese Frau noch heute die Welt zur Bewunderung hinreißt. — Die beiden Gedichtvorträge der großen Künstlerin wurden begleitet von Aufführungen des „Dr. Robin“ und von „Geistige Liebe.“ Im erste-

ren Stücke überragte der Darsteller der Titelrolle alle übrigen Mitwirkenden in jeder Hinsicht so sehr, daß es geradezu unpassend sein würde, sie neben Herrn Hendrichs auch nur zu nennen, so gerne wir auch auf das Maskenhafte in dem angepuderten Gesichte mit den rothbemalten Lippen der Darstellerin der Mary hinweisen möchten. Im zweiten Stücke zeichneten sich alle Mitwirkenden mit Ausnahme des Herrn Porth, der unglücklich unbedeutend war, aus. Frä. Döllinger spielte frisch, fein und natürlich; Frau Frieß ist für die Darstellung solcher alternden Damen wie geschaffen, nur störte der specifisch Sächsisch-Dialekt allzusehr. Vielleicht giebt sich die wackere Künstlerin Mühe, ihn abzulegen, wenn sie erfährt, daß kürzlich hervorragende Gäste aus Dresden das Hoftheater verlassen haben, weil sie vermeinten, Frau Frieß, die von ihrer Anwesenheit unterrichtet sein mußte, wolle sich mit dem Sächsisch-Sprechen einen ungehörigen Scherz mit ihnen erlauben. Recht brav war der Oberst des Herrn Kapfer und Herr von Cavallade als Kapitain gewandt und voll Humor. Daß Frau Schröder lebhaft begrüßt von bewegtem Beifall mehrfach unterbrochen und wiederholt gerufen wurde, versteht sich von selbst. Auch Herr Hendrichs ward ähnlich ausgezeichnet und trieb die Rücksicht so weit, Frä. Fuhr mit herauszubringen. G. W.

Ein Glückstraum.

Es giebt in der Geschichte unserer Erinnerungen Gegenstände, welche tiefe Spuren zurückgelassen haben. Der Tempel der Börse, wie der von Cleusis, verschließt Geheimnisse, die man selten der Welt mittheilt. Keine Vereinigung von Menschen ist weniger sorglos in Bezug auf die Vergangenheit, keine gleichgültiger gegen die Unglücksfälle, welche ihr zustößen.

Jeder Habitué der Börse gleicht dem alten Soldaten an Ruhe in der Schlacht; sein Camerad stürzt an seiner Seite, er schreitet vorwärts. Man weiß, daß man sich in diesen stürmischen Kreisen nur für eigene Rechnung aufhält, man ist außerdem so lebhaft mit den Interessen des Augenblicks beschäftigt, daß alle Gesetze der Menschenliebe hier schweigen; um so schlimmer für den Todten, um so schlimmer für den Bleibenden — sie sind im Moment vergessen.

Alle, welche die Pariser Börse seit zehn Jahren besuchen, haben einen Wechselagenten Namens A... gekannt, einen vortrefflichen Menschen, allgemein beliebt. Wie klug war er, und welche vortrefflichen und weisen Rathschläge gab er immer seinen Klienten.

Eines Tags lud er mich ein, bei ihm in seinem Landhause zu St. Germain zu diniren. Es war an einem Sonntag.

Nach Tisch fuhren seine Frau, eine Dame aus der Nachbarschaft und zwei seiner Freunde spazieren; ich blieb allein mit ihm zurück.

Wir hatten uns unter dem Schatten einer Linde auf Gartenstühle niedergelassen. Die Seine rauschte langsam zu unsern Füßen und das Auge schweifte über die großen Ebenen bis an die Häuser von Paris. Er ließ einen kleinen Tisch bringen, Bier und Cigarren.

„Beste Freund,“ sagte er, „in meinem fünf- und zwanzigsten Jahre habe ich von Glück geträumt; jetzt bin ich vierzig Jahr alt und ich glaube, daß mein Traum sich erfüllt hat.“

„Erzählen Sie mir Ihren Glückstraum,“ sagte ich, „und wenn Sie vollständig wach träumen, so werde ich es Ihnen offenherzig sagen.“

„Gut,“ sagte der Wechselagent. „Es giebt,“ fuhr er fort, „drei wesentliche Bedingungen, um in dieser Welt glücklich zu werden, Glück, Rechtchaffenheit und Unwissenheit.“

„Sie fangen mit einem Paradoxon an,“ rief ich aus.

„Entschuldigen Sie,“ fiel er ein, „unterbrechen Sie mich nicht. Sie können mir nachher antworten. Sehen Sie, ich habe zehn Jahre gearbeitet, um zwei Millionen zu gewinnen und — ich habe sie gewonnen. Ich stecke meinem Ehrgeiz eine Grenze, und in sechs Monaten werde ich meine Stelle verkaufen.

Diese beiden Millionen sind mein Eden, mein irdisches Paradies, kein Mensch kann mich daraus vertreiben. Das Börsenspiel ist mir unbekannt, ich mache nur in Reports, und an dem Tage, wo ich meine Stelle verkauft habe, werde ich mein Geld zu meinem Notar tragen, um mir ein Gut in Beauce oder in der Normandie zu kaufen. Ich mischte äußere Auszeichnungen nicht, als Chef eines Bataillons der Nationalgarde bin ich decorirt. Sehen Sie, mein Freund, so habe ich die Zufriedenheit des Glücks erprobt, weil die rechtschaffene und einfache Erziehung, die mir mein Vater gegeben hat, mich rechtzeitig erkennen ließ, daß kein wahrhaftes Glück möglich ist, wenn das Gewissen nicht ruhig ist. Ich will Keinem Vorwürfe machen, aber so abgehärtet er auch sein mag, wenn er kein gutes Gewissen hat, fühlt er doch Gewissensbisse. Das Leben ist sehr unvollkommen.“

„Ich ergriff seine Hand. „Bravo,“ sagte ich, „das sind seltene Gefühle, besonders bei Geldmännern!“

„Wollen Sie mich noch einen Augenblick anhören,“ fuhr er fort.

„Wie gern!“ sagte ich, „ich höre Ihnen mit der größten Theilnahme zu.“

„Dies mit saurer Arbeit erworbene Vermögen, dies Ordenskreuz als Belohnung meiner Ergebenheit, dies Gewissen ohne Unruhe genügt mir zu meinem Glücke nicht. Um vollkommen glücklich zu sein, hielt ich es für nöthig, meinen Geist aufzuklären. Der Gedanke ergriff mich fieberhaft. Ich warf mich eines Tages auf die Philosophie, ich las Voltaire, Rousseau, Condillac, Cousin. Ihnen gegenüber hielt keiner meiner religiösen Grundsätze Stich; ich befaud mich an dem Abgrunde des Zweifels. Mein Verstand wurde davon erschüttert. Dieser Zustand schien mir gefährlich, ich sagte der Philosophie Lebewohl und hielt mich an das Wort des Evangeliums: „Selig sind, die geistig arm sind.“ An demselben Tage schloß ich meine Bibliothek — für immer! Jetzt lese ich kein einziges Buch mehr; meine einzige Lectüre ist das Journal des Debats, meine einzige Zerstreuung ein Spaziergang, mein Vergnügen eine Partie Whist und meine Erholung die Tafel.

„Sie wissen, als Gott den Menschen schuf, um ihn glücklich zu machen, setzte er ihn in einen Garten und verbot ihm, vom Baume der Erkenntniß zu essen.“

„Danach habe ich mich gerichtet, überzeugt, so glücklich zu werden, und in der That ist es Niemand mehr als ich. Die Grundlagen meines Glückes sind so einfach, so gesichert vor Stürmen, daß ich den Ajax nachahmen, auf einen Felsen steigen und das Verhängniß herausfordern kann.“

Diese Worte wurden am 20. October 1847 an einem wundervollen Herbstabende, unter einem reinen Himmel, der die Worte des Agenten zu bestätigen schien, gesprochen.

Im Februar 1848 wurde die Republik proclamirt, ein plötzlicher Schrecken ergriff die Börse. Es war unmöglich sich den Wirkungen einer Panik zu entziehen, die beinahe einer völligen Auflösung glich. Das Syndicat setzte einen Compensationscourse fest, aber ohne Erfolg, die Course sanken tiefer und tiefer. Das ganze Vermögen des Wechselagenten war in Reports angelegt, seine Klienten überließen ihm die reportirten Werthe in Zahlung, der Verlust war ungeheuer und drei Monat später war er ruiniert. . . .

Er verkaufte seine Stelle und statt der drei Grundlagen, welche sein Glück und seinen Stolz ausgemacht hatten, blieb ihm nichts, als eine tiefe Entnuthigung, von der er sich nie wieder erholen konnte.

In Folge dieses traurigen Ereignisses, schwor jeder Capitalist, sein Geld nie wieder in Reports anzulegen, aber die Börsmänner gleichen den Kaninchen in der Fabel; der Jäger auf dem Anstande gab Feuer, alle Kaninchen flohen mit ungläublicher Geschwindigkeit auseinander, und den andern Morgen — graßen sie wieder auf derselben Stelle.

Indischer Fürsten-Lurus eines Nabob von Audd.

Bestir Ali, der älteste von den angenehmen Söhnen des Noph ed Daula, des nunmehr längst verstorbenen Nabob von Audd, sollte verheirathet

werden. Der Braut... von dunkler... zehn Jahre... möglich noch häßlicher als er. Die eingeladenen Gäste, worunter viele Engländer waren, begaben sich Abends zu dieser Feier, und der Augenzeuge dieser Hochzeit schloß sich namentlich vier Englische... und zwölf Herren... Person würde auf einen schön behängenen Elephanten gesetzt, die der Nabob geschickt hatte. Auf der Ebene bei Lucknow... Nabob zum Empfange der für die Hochzeitsfeier sich versammelnden Gesellschaft viele Zelte aufschlagen lassen, von denen sich besonders zwei durch ihre große Pracht auszeichneten. Dieselben waren aus starkem baumwollenen Stoff gemacht und mit dem feinsten, Englischen Tuch gefüttert, sowie mit dicken Seidenschürzen befestigt und geziert. Jedes dieser beiden Zelte hatte eine Länge von 120 und eine Breite von 60 Fuß, die Zeltdächer waren 60 Fuß hoch und hielten 10 Fuß hohe Wände. Beide Zelte hatten 50,000 Pfund Sterling gekostet. Vor demjenigen dieser beiden Prachtzelte, welches zur Aufnahme der Gäste bestimmt war, befand sich ein hundert Fuß langes und eben so breites Vordach vom feinsten Englischen Tuch verfertigt, von sechzig mit Silberblech beschlagenen Stangen getragen; ein solches Vordach wird Schumiana genannt. Als die Gäste auf ihren geschmückten Elephanten vor diesem Zelt anlangten, empfing sie der gutgelaunte Nabob mit großer Höflichkeit, und führte sie in das Zelt, wo sie eine Stunde verweilen mußten. Der Nabob bligte von Juwelen und ein Kennerauge schätzte den Werth der Kleidung des Nabob auf mindestens zwei Millionen Pfund Sterling. Ruuamehr führte der Nabob seine Gäste unter das Schumiana, das unterdessen durch zweihundert zierlich gearbeitete, Europäische Wandleuchter und eben so viele unter Glas gestellte Wachskerzen sowie viele hundert wohlriechende Fackeln erleuchtet war, so daß die Augen geblendet wurden.

Hier befanden sich über hundert reichgekleidete Bajadern, welche die Hochzeitsgäste mit ihren üppigen Tänzen und sanften Gesängen, meist in Persischer Sprache, angenehm unterhielten. Gegen 7 Uhr erschien der Bräutigam, Wehr Ali, so mit Juwelen beladen, daß er kaum gehen konnte. Seine Ankunft war das Zeichen, daß die Gesellschaft ihre Elephanten besteigen sollte, um nach einemetwa eine halbe Stunde Weges entfernten großen und schönen Garten sich zu begeben; es geschah dieses in Form einer Prozession, die unbeschreiblich prachtvoll und feenhaft war. Sie bestand aus mehr denn 1200 Elephanten, auf das glänzendste und verschwenderischste ausgerüstet, und die wie eine geregelte Reiterei in gerader Linie marschirten. Etwa hundert dieser Elephanten in der Mitte des Zuges trugen mit Silberblech reich beschlagene Haudahs oder Sättel auf ihren Rücken, und in der Mitte dieser Gruppen saß der Nabob auf einem ungewöhnlich großen und mit Goldstoffen behängten Elephanten, und sein Haudah war ganz mit Goldblech beschlagen und reich mit Edelsteinen geziert. Zu seiner Rechten saß der Englische Resident an seinem Hofe, ein Herr Johnstone, zur Linken der junge Bräutigam Wehr Ali. Zu beiden Seiten der Straße hatte man hohe Gerüste aus Bambusrohr errichtet, welche Bastionen, Bögen, Minarets und andere thurmähnliche Gebäude vorstellten; alle waren mit Lampen bedeckt, die eine wahrhaft zauberische Illumination darboten. Auf jeder Seite des Zuges, so wie vor den Elephanten waren die Bajadern, welche von Palankinträgern auf leichten, hölzernen Plattformen getragen wurden, die einen reichen Schmuck von Gold- und Silberstoffen hatten und zu beweglichen Bühnen dienten, auf deren jeder zwei Bajadern fortwährend tanzten und ein Musikant die Musik dazu machte. Auf jeder Seite der Prozession waren an hundert solcher getragener Tanzbühnen.

Der ganze Boden von den Zelten bis zu dem großen Garten war mit Feuerwerk besetzt, so daß bei jedem Schritt, den die Elephanten vorwärts thaten, sich die Erde zu öffnen schien, und Tausende von Feuersternen und Leuchtugeln in die hohe Luft sprühten, die mit den Sternen des klaren Abendhimmels wetteiferten; von allen Seiten sausten Raketen empor oder donnerten hölzerne Bomben auf, die in der Höhe zerplatzten und zahlreiche feurige Schlangen auswarfen, die den hellsten Tageschein über die Gegend verbreiteten. Die Prozession bewegte sich nur sehr langsam vorwärts, um den Feuerwerken Zeit zu lassen sich im Weiterrücken zu entzünden. Außerdem wurde der Zug noch von 3000 Fackelträgern begleitet. So erreichte der Zug mit stolzem Gepränge den Garten, der, obgleich nur eine Viertelstunde entfernt, doch erst nach zwei vollen Stunden erreicht wurde. Im Thore dieses Gartens angekommen, verließen die Personen ihre Elephanten und traten in diesen feenhaften Park ein, der mit unzäh-

ligen, an... gefäch... machten... den Zweigen... hand sich ein großes Gebäude, zu dem die Gesellschaft hinauffstieg und in einen großen Saal gelangte, der mit unzähligen Wand- und krystallinen Hängelochtern von... brennende Wachskerzen trugen.

Hier bewirthete der Nabob seine Gäste mit einer ausgewählten, eleganten Mahlzeit, die aus vorzüglich... neben allen Gattungen von Früchten und Zuckerwerk; während der Mahlzeit tanzten über hundert Bajadern und unterhielten mit ihren fröhlichen Gesängen. So verfloß die Zeit, bis die Sonne des kommenden Tages aufstieg und an den Ausbruch mahnte; man zog in derselben Ordnung und Pracht auf den Elephanten wieder zurück, und der Nabob, in der Eigenliebe seines Orientalischen Stolzes und Prachtgefühls, entließ seine Gäste mit der zufriedenen Bemerkung, daß man nie in Indien ein solches Schauspiel gesehen habe und auch niemals wieder würde. Diese Hochzeitsfeierlichkeit dauerte auf die nämliche Weise drei Nächte hintereinander, die Gäste fanden sich jeden Abend von neuem ein, und die ganze Lustbarkeit kostete dem Nabob 300,000 Pfd. St. Für den zur Hochzeit eingeladenen Europäer hatte es etwas Besondere, weder eine Braut, noch Hochzeitsfeierlichkeit zu sehen, wobei die Gäste dem Ceremoniell der ehelichen Verbindung beizuhören oder doch durch das junge Paar daran erinnert werden konnten. Es war nichts als Pomp und Genuß, ohne daß die Braut aus ihrem Frauengefängniß, dem Zenana, herausgekommen wäre. — Was im engern Kreise des Nabob übrigens als wirkliches Hochzeits-Ceremoniell vorgefallen war, blieb den Gästen unzugänglich.

Wir nehmen hier Gelegenheit, noch Einiges über den Nabob von Audd, Noph ed Daula, und seinen Luxus hinzuzufügen. Derselbe hatte sehr sanfte Sitten, er war großmüthig bis zur Verschwendung, besaß aber bei einem guten Herzen nur wenig Kopf. Seine großen Einkünfte verwendete er gerne auf Gärten, Paläste, Pferde, Elephanten, besonders auch auf alle Gattungen Europäischer Manufacturen und Fabrikprodukte, namentlich seine Flinten, Leuchter und Spiegel, die er gern aus England bezog. Er sammelte Gemälde, und man fand bei ihm, ohne Geschmack und Kennerchaft, Bilder auf kleinen Brettchen, die Enten und Gänse darstellten und in Europa für ein paar Pfennige Werth gehabt haben mochten, neben den schönsten Bildern von Claude Lorrain; — er kaufte schlechte Laternen, wenn sie nur aus Europa kamen, aber dann auch Wandspiegel und Kronleuchter, die das Stück 2—3000 Guineen kosteten. Jedes Jahr gab er für Englische Manufacturen aller Art über 200,000 Pfd. St. aus. Er besaß über hundert Lustgärten, zwanzig Paläste, zwölfhundert Elephanten, dreitausend schöne Reitpferde, zehnhundert herrliche Doppelpferde, siebenzehnhundert prächtige Kronleuchter und dreißigtausend große Gläser ohne Boden von verschiedenen Formen und Farben, in die man die Wachskerzen steckte, um sie im Freien vor dem Winde zu schützen; er hatte mehrere hundert große Wandspiegel, Wandleuchter, Wanduhren, er war im Besitze der vier größten Spiegel, die zu seiner Zeit jemals in Europa gemacht waren und besonders für ihn in London gegossen werden mußten. Und doch waren diese Spiegel, die damals ein Weltwunder hießen, nur 12 Fuß hoch und 6 Fuß breit und aus einem einzigen Stücke, aber sie hatten dem Nabob, mit den kostbar vergoldeten Rahmen, 8000 Pfd. St. gekostet.

Einige seiner Wanduhren waren merkwürdig und reich mit Edelsteinen besetzt, von denen ein Paar 30,000 Pfd. St. werth war. Er besaß jedes Instrument und jede Maschine, welche Kunst oder Wissenschaft construirt hatten, ohne deren Gebrauch zu kennen. Er kaufte alles was ihm neu war, oder aus Europa kam, und mancher schlaue Verkäufer hat für geringfügige Dinge schwere Kaufsummen von ihm gezogen. Sein Zenana war groß und prachtvoll und enthielt über fünfshundert der schönsten Weiber von Hindustan, die hier zwischen hohen Mauern ihr Leben verschmachten mußten und das Gefängniß nur auf der Todtenbahre verließen.

Er besaß auch große Wagen, die von einem oder zwei Elephanten gezogen wurden, und groß genug waren, um einem Duzend Menschen darin ein bequemes Mittagessen zu geben; — er hatte eine unzählige Menge Bedienten und eine zahlreiche Armee, obgleich er mit seinen Nachbarn im fortwährenden Frieden lebte und von der Englischen Compagnie hinreichend geschützt wurde. Seine Einkünfte beliefen sich auf drei Millionen Pfund Sterling und dennoch hatte er immer Schulden, wie man sich aus obigen Mittheilungen erklären kann. Seine

wurden... Pfund... geachtet.

Vermischtes.

Als eine Parergung zur Befestigung des Deutschen Volkes an der projektirten Errichtung eines Handel-Denkmals in Halle am 14. April 1859 ist im Verlage der hiesigen Trautweinischen Buch- und Musikalienhandlung eine biographische Skizze des großen Deutschen Tonsetzers von G. W. Meyer in Halle erschienen. Die gut geschriebene Skizze hat drei vortreffliche Eigenschaften, sie ist kurz, zeigt die Bedeutung Handels in das rechte Licht und ist von einer warmen Liebe für den acht Deutschen Künstler durchweht; sie wird deshalb ihren Zweck gewiß erreichen.

Als Beitrag zur Illustration der Redensart: „Weiter hat es keinen Zweck“, die durch das „Blaufrügle“ der Königsstadt etwas in Mißkredit gebracht ist, erzählt man sich hier eine sehr ergötzliche Geschichte. Ein Börsenspekulant, einer von den Wenigen, die in diesem Jahre bedeutende Summen gewonnen haben, hatte bei der neuen Neubliung seiner Wohnung auch die Anschaffung eines prachtvollen Wiener Flügels für nothwendig gehalten. Ein Bekannter, der sehr wohl wußte, daß der Besitzer des Flügels selbst nicht spielen konnte, fragte ihn nach dem Zwecke dieses kostspieligen Meubles, und hörte zu seinem Erstaunen die Antwort: „Für Liszt.“ „Ist Liszt hier?“ fragte jener. „Nein, aber er wird vielleicht hierherkommen.“ „So? Kennen Sie ihn?“ fragte der Neugierige weiter. „Nein, aber ich werde ihn vielleicht kennen lernen, und dann wird er auf diesem Flügel spielen.“ — Weiter hatte der Flügel keinen Zweck!

Bei einiger Zeit besuchte ein vornehmer Engländer eines der Trappistenklöster im südlichen Frankreich; der Prior stellte ihm nach der Reihe die ewig schweigenden Brüder vor, und sagte endlich bei dem einen derselben: „Sie sehen hier, mein Lord, einen unglücklichen Soldaten, der in der Schlacht aus Furcht vor den Kanonen davon lief, und dann aus Verzweiflung über seine verlorene Ehre in diesen Orden trat.“ — Bei diesen Worten veränderte der Bruder die Farbe; Zorn und Stolz bligten aus seinen Augen und der entsehlteste Kampf in seiner Seele malte sich auf den entstellten Zügen; doch plötzlich auf das Crucifix blickend, faltete er die Hände, fällt demüthig vor dem Prior auf die Knie und verläßt blaß und schweigend das Zimmer. Der Lord, durch diese Scene erschüttert, fragte unwillig den Prior, warum er diesen Unglücklichen so anklage? — „Mein Lord,“ antwortete dieser, „ich that es, um Ihnen zu zeigen, welche Gewalt die Religion besitzt. Dieser Bruder war einer der bravsten Offiziere, der in jener Schlacht Wunder der Tapferkeit gethan hat. Sie sahen den Kampf, den meine falsche Beschuldigung in ihm erweckte, aber Sie sahen auch die Unterwerfung!“

Ein berühmter und reicher Französischer Maler sprach dieser Tage im Kreise seiner Freunde von seinen Jugendjahren. Von Allem, was ich heute besitze, hat mir nichts so viele Mühe und Sorge gekostet, sagte er, als mein schwarzer Frack!... Ich erinnere mich, daß ich zweimal entlich, was ich damals nicht kaufen konnte und dennoch haben mußte. Das erstemal wendete ich mich an einen Geizhals; das zweitemal an einen Eitelu; Beide versicherten meine Freunde zu sein; wenn man arm ist, hat man eben keine große Auswahl. Als ich den Frack des Geizigen angezogen hatte, wich der Besitzer nicht mehr von meiner Seite, er überwachte meine Schritte, mäßigte meine Bewegungen, verbot mir Gebarden, und wenn ich mein Taschentuch herauszog, zitterte er schon für seinen Frack. Der Eitelu war noch unerträglicher; ehe er mir seinen Frack anvertraute, belehrte er mich, daß er aus vortrefflichem Tuch, vom ersten Schneider sei und sehr viel koste. Als ich ihn anhatte und weggehen wollte, hielt mich mein Freund an. Drehe dich einmal herum!... wahrhaftig, dieser Frack ist ein Meisterfrack! — Er ging sodann mit mir aus. In der Straße besah er mich mit Wohlgefallen: wir begegneten einem seiner Freunde: „Sieh doch“, sagte er zu ihm, indem er die Hand auf meine Brust legte. „Sieh doch, wie ausgezeichnet diesem Herrn mein Frack steht.“... Urtheilen Sie selbst, wie wohl mir dabei war. Von diesem Tage an, glaube ich, hätte ich meine Seele dem Teufel für einen Frack verschrieben. So oft ich jetzt noch meinen schwarzen Frack anziehe, betrachte ich ihn mit einer Art von Ehrerbietung.